

KOLUMNE KARRIERETIPPS

Gut entscheiden -
drüber schlafen

Als Musterbrecher fördern
Stefan Kaduk und Dirk
Osmetz (re.) neues Denken.

Heutzutage müssen wir uns permanent entscheiden, weil das Leben immer mehr Möglichkeiten bietet. Manche Entscheidungen haben eine große Tragweite, andere sind letztlich belanglos. Doch unabhängig davon, ob es um eine völlige Neuorientierung im Beruf geht oder nur um die Auswahl des Handytarifs: Wir versuchen immer, möglichst rational zu entscheiden. Deshalb suchen wir nach objektiven Kriterien, mit deren Hilfe wir verschiedene Möglichkeiten bewerten, um dann die beste Lösung zu finden. Das klingt zunächst sehr vernünftig.

Nachträgliche Legitimierung?

Das Problem ist nur, dass Menschen nicht rein rational entscheiden können. Vielmehr wählen wir, ohne uns dessen bewusst zu werden, intuitiv einen Weg und finden im Nachhinein eine gute Begründung dafür. Wissenschaftler nennen dies die nachträgliche Legitimierung emotional getroffener Entscheidungen. Sie glauben, bei Ihnen trifft das nicht zu? Dann machen Sie doch einmal die Probe: Sicherlich können Sie Ihren beruflichen Lebenslauf so beschreiben, dass eine „runde Geschichte“ daraus wird - logisch, stimmig, zielorientiert. Wenn Sie allerdings ehrlich zurückblicken, werden Sie feststellen, dass sehr viele Entscheidungen nicht aus rationalen Erwägungen heraus zu Stande kamen. Vieles passierte sogar zufällig.

Denn Sie haben wahrscheinlich in den seltensten Fällen Pro- und Contra-Listen erstellt. Vielleicht haben Sie sich für Ihren ersten Arbeitsplatz deshalb entschieden, weil Sie im Bewerbungsgespräch schlicht und einfach „ein gutes Gefühl“ hatten - und dieses gar nicht an konkreten Dingen festmachen konnten. Zumal Ihnen eventuell sogar weniger Gehalt geboten wurde als bei einer anderen Firma. Ganz sicher lassen Sie auch beim Autokauf hauptsächlich Ihre Emotionen entscheiden. Und im Nachhinein lässt sich dann fast alles über günstige Verbrauchswerte oder Testberichte vernünftig begründen.

Intuition und Gefühle sind nicht auszublenden

Halten wir fest: Eine rein rational getroffene Entscheidung gibt es nicht. Wir müssen akzeptieren, dass Intuitionen und Gefühle nicht auszublenden sind. Aber wie können wir dennoch klug entscheiden? Holländische Wissenschaftler haben nämlich herausgefunden, dass die - oft gerühmten - reinen „Bauchentscheidungen“ bei schwierigen Problemen keine guten Lösungen hervorbringen. Ungebremste Spontaneität ist also auch ein Irrweg.

Das beste Ergebnis mit der langfristig größten Zufriedenheit entsteht so: (1) Eine Vielzahl von Informationen sammeln und ordnen, (2) diese aber nicht sofort zur Grundlage einer Entscheidung machen, sondern (3) das Thema ein bis zwei Tage gänzlich ruhen lassen und drüber schlafen. Und (4) anschließend auf der Grundlage eines guten Gefühls entscheiden.

Die Kraft der aufgeschobenen Entscheidung

Wenn man sich freilich vor Augen führt, mit welcher Geschwindigkeit im Berufsalltag entschieden wird, muss an der Entscheidungsqualität gezweifelt werden. Zwar werden im Vorfeld unendlich viele Daten gesammelt, aber keine Geschäftsleitung würde sich die „Blöße“ geben, eine Entscheidung mit dem Hinweis zu vertagen, sie müsse noch einige Tage reifen, um dann ohne langes Zögern getroffen zu werden.

Arbeiten wir also daran, dieses Muster zu durchbrechen! Sprechen Sie als Mitarbeiter mit Ihren Chefs über die Kraft der aufgeschobenen Entscheidung. Und überraschen Sie als Führungskräfte Ihre Teams mit dem Hinweis, dass Sie, ausgerüstet mit zahlreichen Informationen, leider erst in drei Tagen entscheiden werden. Und zwar insbesondere auf der Grundlage des Gefühls. Das zeugt von Souveränität und demontiert das alte Bild vom Chef, der immer alles sofort und eindeutig entscheiden kann.

Über die Autoren: **Dr. Stefan Kaduk** und **Dr. Dirk Osmetz** sind Autoren des Management-Bestsellers „Musterbrecher - Führung neu leben“ und Gründer der Musterbrecher® Managementberater. Sie befassen sich mit Fragen der Unternehmens- und Führungskultur - als Moderatoren, Redner, Berater und forschend an der Uni der Bundeswehr München. Ihr nächstes Buch wird im Herbst 2013 erscheinen. Fragen zum Musterbrecher-Thema per Mail an karriere@abendzeitung.de.



Für Geisteswissenschaftler ist es besonders wichtig, die eigenen Stärken zu erkennen. Um sich selbst besser kennenzulernen, helfen Nebenjobs oder Ehrenämter.

Foto: dpa

Die Nischen-Könige

Viele Geisteswissenschaftler wissen auch zum Ende des Studiums nicht genau, was sie arbeiten wollen. Doch mit guter Planung finden auch die „Alleskönner“ rechtzeitig einen passenden Job.

MÜNCHEN/NÜRNBERG Erstmal studieren, was Spaß macht: Kulturwissenschaften, Soziologie oder Sinologie. Wer sich für ein geisteswissenschaftliches Studium entscheidet, hat meist nicht die steile Karriere vor Augen. Viele sehen sich eher als schöngestige Akademiker. Das böse Erwachen kommt dann meist, wenn es an die Jobsuche geht.

Während Ingenieure und Mediziner genau wissen, auf welche Stellen sie passen, können Geisteswissenschaftler sich auf alles und nichts bewerben. Der Weg zum Traumjob ist bei ihnen deutlich komplizierter - und erfordert gute Planung.

„Es ist blauäugig, einfach drauflos zu studieren, ohne sich rechtzeitig Gedanken zu machen, in welche Richtung der spätere Beruf gehen soll“, sagt Frank Wießner. Er arbeitet am Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) in Nürnberg. Vor allem Bachelor-Studenten stünden am Ende ihres Studiums oft ohne einen durchdachten Plan da.

Viele orientieren sich erst einmal an der Uni und genießen die neuen Freiheiten des Studentenlebens. Mit der beruflichen Orientierung beginnen viele zu spät.

Spätestens in der Mitte des Studiums sollten Geisteswissenschaftler sich Gedanken über mögliche Berufe machen, empfiehlt Wießner. Konkret gehen sie bei der Karriereplanung am besten in drei Schritten vor: „Als erstes sollte man drei bis fünf Ideen entwickeln, was man machen will“, erklärt die Karriereberaterin Madeleine Leitner aus München.

Fragen wie zum Beispiel: „Wie wichtig ist mir die Bezahlung?“ oder „Mit welchen Menschen umgebe ich mich gerne?“ sollten Studierende auf jeden Fall für sich beantworten.

Im zweiten Schritt geht es dann um die realistische Einschätzung der Einfälle. Die Studenten sollten intensiv recherchieren, wie der jeweilige Joballtag aussieht. Dafür können sie etwa Personen befragen, die bereits in dem Beruf

arbeiten - etwa Bekannte der Eltern oder im Umfeld von eigenen Praktika. Zuletzt geht es darum, konkret zu planen, wie man an den Job kommt. Das könnten etwa Studentenjobs, Praktika, Volontariate oder Freunde und Bekannte sein, sagt Leitner.

Viele Studenten müssen sich zwar häufig gewissen Zwängen stellen - und bei Jobs den nehmen, der am besten bezahlt ist. „Trotzdem ist es am sinnvollsten, in Bereichen zu arbeiten, in denen man später einen Job sucht“, empfiehlt Wießner. So knüpfen Studenten früh Kontakte und sammeln Praxiserfahrungen. Häufig besetzen Arbeitgeber ihre freien Stellen außerdem über persönliche Kontakte.

Gleichzeitig ist es für Geisteswissenschaftler besonders wichtig, die eigenen Stärken zu erkennen und auszubauen. Das ist jedoch alles andere als leicht. Um sich selbst besser kennenzulernen, helfen Nebenjobs oder Ehrenämter, empfiehlt Wießner. Dort bekommen junge Menschen Rückmeldungen und einen ersten Eindruck, was sie gut können.

Gut sind auch Seminare zur beruflichen Orientierung - wie viele Hochschulen sie für

Geisteswissenschaftler inzwischen anbieten.

Darunter ist beispielsweise der „Kompass“-Kurs der Freien Universität in Berlin. In dem einjährigen Seminar sitzen Bachelor-Studenten ab dem zweiten Semester. Ein Thema ist etwa, die eigenen Stärken und Schwächen zu analysieren. Berufsberater begleiten die Studenten.

Karriereplanung in drei Schritten angehen

„Uns geht es vor allem darum, dass die Studenten herausfinden, was sie können“, erläutert die für dieses Projekt verantwortliche Larisa Kolmans.

Dafür bitten die Dozenten die Studierende unter anderem, ihre persönliche Erfolgsgeschichte aufzuschreiben. „Das muss gar nichts mit dem Studium zu tun haben, sondern kann auch die Organisation einer Riesen-Party sein“, erklärt die Psychologin. Anfangs seien die meisten zwar skeptisch. Viele profitierten dann aber vor allem von der Einschätzung der anderen Teilnehmer.

Eine der Teilnehmerinnen am „Kompass“-Projekt ist die 22-jährige Tamara aus München. Sie studiert im vierten Semester Publizistik und Kommunikationswissenschaften sowie Sozial- und Kulturanthropologie.

„Im ersten Semester des Kompass-Projektes habe ich eine Menge über mich selber erfahren“, erzählt sie. So sei ihr etwa nicht bewusst gewesen, dass sie eine hohe soziale Kompetenz habe. Auch vom Bewerbungstraining hat sie profitiert.

Kurse wie das „Kompass“-Projekt können Geisteswissenschaftlern helfen, die Suche nach dem Traumjob zu strukturieren.

Eine Antwort - welches Praktikum im Einzelfall das Beste ist - bieten sie meist aber nicht. Aber das ist auch nicht wirklich entscheidend, meint Leitner. Das Wichtigste sei, einfach rechtzeitig mit der Karriereplanung zu beginnen.

Auch wenn diese Phase der Suche für die meisten nicht besonders angenehm ist: Nach Leitners Erfahrung landen die wenigsten am Ende dann im falschen Job. Nur sei der Weg bei Geisteswissenschaftlern manchmal eben ein bisschen länger - und kurvenreicher.

Britta Schmeis

DEIN VIERTTEL, UNSERE WELT!

Münchens Stadtviertel-Portal: www.az-muenchen.de/stadtviertel



Abendzeitung
Das Gesicht dieser Stadt

